



KOLLEGIAT
LAURENZ LÜTTEKEN

Laurenz Lütteken, geboren 1964 in Essen, studierte Musikwissenschaft, Germanistik und Kunstgeschichte an den Universitäten Münster und Heidelberg. Nach Promotion (1991) und Habilitation (1995) Lehtätigkeit in Heidelberg, Münster und Erlangen. 1996 Berufung auf den Lehrstuhl für Musikwissenschaft an der Universität Marburg, seit 2001 Ordinarius an der Universität Zürich. Mitglied zahlreicher wissenschaftlicher Vereinigungen. Jüngste Buchpublikation: *Richard Strauss: Musik der Moderne* (Stuttgart, 2014). Herausgeber von *MGG online*, der Online-Edition der Enzyklopädie *Die Musik in Geschichte und Gegenwart*. – Adresse: Musikwissenschaftliches Institut, Universität Zürich, Florhofgasse 11, 8001 Zürich, Schweiz. E-Mail: luetteken@access.uzh.ch

Irgendwann sind in der akademischen Welt aus Kollegiaten Fellows geworden. Das mag man erklären mit den pragmatischen Usancen in einer globalisierten wissenschaftlichen Welt, in denen die Mitglieder aller vergleichbaren Institutionen gleich heißen. Schade ist es trotzdem. Denn das „Kolleg“ gemahnt auf eine nicht unsympathische Weise an die alten Wurzeln der *universitas*, an jene Gemeinschaft im Zeichen und im Geiste der Wissenschaft, für die an den gegenwärtigen Universitäten nur noch selten Raum ist. Es war ein wohltuendes, von Produktivität und Glück beherrschtes Gefühl, für fast ein Jahr Kollegiat sein zu dürfen: Gemeinschaft nicht als Zwang, sondern als Freiheit von allen Widrigkeiten des immer stärker regulierten wissenschaftlichen Alltags. Eigenartigerweise haben alle Kollegiaten, aus den unterschiedlichsten Ländern, von der administrativen Gängelung an ihren Universitäten zu berichten gewusst, von einer immer intensiver werdenden Überregulierung nicht zugunsten, sondern auf Kosten der Freiheit. Es ist

seltsam, dass solche Einhelligkeit daran nichts zu ändern vermag: Überregulierung als sich selbst begründende Notwendigkeit.

Der Blick aus den eigenen Fenstern zum Koenigssee, die Villa des Hauptgebäudes, das unwirklich weiße Bibliotheksgebäude, im Sommer die Entdeckung des beschaulichen Gartens am Halensee: Natürlich ist dies eine Idylle, und sie sollte es ja auch sein. Zu den zauberhaften Geheimnissen des Kollegs gehört es, dass die harte Arbeit, die sich dahinter verbirgt, für den Gast nicht spürbar ist. Es fügt sich alles mit zauberhaft leichter Hand, und dies soll und muss sich selbstverständlich auf die Tätigkeit auswirken. Die Zeit im Grunewald stand im Zeichen zweier Vorhaben, die sich gewissermaßen überkreuzt haben – auch deswegen, weil in Zeiten eines schwierigen Buchmarktes nicht selten verlegerische Zwänge walten. Diese sind von jenem zu respektieren, dem am Fortleben der Buchwelt gelegen ist. Zuerst galt es, eine Monografie über Richard Strauss, den langjährigen Wahl-Berliner, abzuschließen. Es war ein hochfahrendes Unterfangen, stand und steht im Hintergrund doch der Versuch, das Bild, das man sich in den letzten Jahrzehnten vom Komponisten gemacht hat, entscheidend zu korrigieren. Dazu dienten auch quellenkundliche und archivalische Studien, nicht zuletzt in Berlin. Strauss wählte sich nicht allein als ein Komponist des 20. Jahrhunderts, sondern er war der große Intellektuelle, der „Leser“ unter den Musikern seiner Zeit. Das Buch kreist also um den Versuch, die Musik von Strauss konzeptionell zu begreifen, sie als Antwort auf die Herausforderung seiner Zeit lesen zu lernen. Es geht um den Nietzsche- und Schopenhauer-Leser, den Mozart- und Wagner-Kenner, der mit seinen Werken, schließlich in der Zusammenarbeit mit Hofmannsthal, die Oper als jene Kunstform definieren wollte, die gegen die Verwerfungen der Moderne Sinn stiften sollte – wenn auch nur temporär, vieldeutig und unscharf. Das Buch konnte im Februar 2014 abgeschlossen werden und im April desselben Jahres erscheinen.

Das zweite Vorhaben galt dem Beginn eines ganz neuen, anderen Buchprojektes, in dem die Früchte einer langjährigen Annäherung systematisiert werden sollen. Wolfgang Amadé Mozart ist immer nur zögerlich in die geistige Welt seiner Zeit, das Jahrhundert der Aufklärung, eingepasst worden. Einerseits blieben die Bemühungen mancher Aufklärungsforscher in dieser Hinsicht allzu schematisch (wenn sie nicht, wie bei Georg Knepler, ausschließlich auf das Politische zielten), andererseits war die Mozart-Forschung selbst eher auf philologische und immanent werkanalytische Fragen beschränkt. Es geht jedoch darum, das Verhältnis Mozarts zur Aufklärung (und der Aufklärung zu Mozart) nicht als beiläufig oder pauschal, nicht als vernachlässigenswert zu charakterisieren.

Vielmehr steht im Zentrum des Vorhabens die These, dass Mozart – als Komponist, also auch und vor allem in seinen Werken – diese Aufklärung verkörpert hat wie nur wenige seiner Zeitgenossen, nicht nur unter den Musikern. Der Versuch, sich Mozarts Musik unter diesen Vorzeichen anzunähern, ist – vermessen zwar, aber doch begründbar – darauf gerichtet, einen anderen Zugang zu seinem Werk zu finden. Verbunden ist damit auch ein differenzierterer Zugang zu einer Musikgeschichte im Zeichen der „Aufklärung“ – also eines Begriffs, der in der Musikhistoriografie stets mit spitzen Fingern Verwendung fand. Das Konzept dieses Buches, das methodisch modellhaft gemeint ist, liegt ausgearbeitet vor, ein namhafter Verlag hat bereits sein Interesse daran bekundet.

Die Zeit im Kolleg war begleitet von allerlei Erkundungen in die Berliner Bibliotheks- und Archivwelt, aber auch in die Berliner Musikgeschichte sowie in die musikalische Gegenwart (mit drei Opernhäusern, sieben hochrangigen Orchestern und vielen anderen Anregungen eine rechte Verführung). Am Anfang stand auch der von Reinhart Meyer-Kalkus angeregte Plan, dem Mozart-Vorhaben durch ein kleines Arbeitsgespräch einen zusätzlichen Impuls zu verleihen. Vielleicht war es aber gut, dass es beim Plan geblieben ist. Die Systematik der eigenen Überlegungen war noch nicht so ausgereift, dass eine klare Struktur hätte geschaffen werden können – und als es dann doch, von den Vorüberlegungen her, möglich erschien, war die Zeit bereits zu knapp. Denn das Jahr am Kolleg verging schnell, natürlich viel zu schnell. Aufgehobene, erfüllte Zeit ist dicht, gerade dann, wenn neben den Gesprächen topografische Expeditionen aller Art stehen, in Konzertsäle, Museen, Landschaften. Denn zum Privileg des Kollegiatendaseins gehört die Freiheit, auch der klingenden Musik Freiräume in einer Größenordnung zu gewähren, wie sie im Alltag nicht möglich sein können: Alles das sind Anregungen, die in die Arbeit einfließen.

Der Kollegiat lebt von der stillen Reflexion – und vom Austausch, vom Dialog. Und der, dies eine besonders bereichernde Erfahrung, war denkbar weit gefasst: Er reichte von „Professionsverwandten“ wie Klaus Ospald oder Pierre-Laurent Aimard bis zu Vertretern naher (Literaturwissenschaft: Eckart Goebel), fernerer (Wissenschaftsgeschichte: Jahnvi Phalkey) oder ganz entfernter Disziplinen (Ökonomie: Gebhard Kirchgässner). Die Begegnung mit den Naturwissenschaftlern (wie Felix Breden) war ebenso eindrucksvoll wie die mit jenen, die dieses naturwissenschaftliche Denken zu kontextualisieren versuchen (wie Janina Wellmann). Und natürlich trat die Bereicherung durch die Gespräche mit Gästen wie Isabel Mundry und Alfred Brendel hinzu. Die heiteren Tage in Berlin wurden möglich durch die stets aufs Neue verblüffende Zugewandtheit der

Administration, durch die umwerfende Freundlichkeit in Küche und Restaurant, durch die einschüchternd-lautlose Perfektion der Bibliothek, kurz: durch das stete Bemühen aller. An der antikisch dekorierten Villa Walther prangt die Redewendung „per aspera ad astra“. Wie falsch, die Sterne waren ganz ohne Dornen erreichbar. Wer aber wollte von sich behaupten, er habe sich diese paradiesischen Zustände verdient? Man könnte daher mit Kleist nach dem Ende des Jahres sagen: „Doch das *Paradies* ist *verriegelt* und der Cherub hinter uns.“ Man kann die Monate aber auch als Geschenk verstehen, dem viele Worte entgegensetzen gewiss unangemessen ist. So bleibt es bei dem einen: Danke.